

Norbert Mette Er-Lebenswelten der Kinder heute

Ein Vergleich der Kindheit, die die Großeltern und teilweise auch noch die Eltern der heutigen Kinder und Jugendlichen erlebt haben, mit dem Kind-Sein heute zeigt, daß zu jeder Zeit besondere Belastungen und besondere Chancen für Kinder vorhanden waren und sind. Die Frage lautet also, wie eine zeitgemäße Förderung der Kinder ausschauen soll.

red

1. Vergleich der eigenen mit heutiger Kindheit – eine biographisch-erinnernde Annäherung

Gemäß der Devise, daß, wer über Kinder nachdenkt, immer auch über seine eigene Kindheit und sein eigenes (fortwirkendes) Kindsein nachdenkt, liegt es nahe, die erwachsenen Leser und Leserinnen einzuladen, sich vorzustellen und darüber Gedanken zu machen, ob sie gern heute als Kinder leben würden. Je nachdem, wie die eigene Kindheit gestaltet war, dürften die Antworten sehr verschieden ausfallen. Das beginnt mit der bisweilen verbittert vorgetragenen Auskunft, aufgrund von Krieg, Flucht, Armut oder anderen Gründen sei es verwehrt worden, eine Kindheit leben zu dürfen, und reicht hin bis zur romantisierenden Verklärung der – besonders im Vergleich zu den späteren Lebensphasen – glücklichen Kinderzeit. Verbreitet dürfte jedoch die Einschätzung sein, daß die Kindheit früher insgesamt karger ausgefallen ist, als es heute in der Regel der Fall ist: Die Wohnverhältnisse waren beengter und ärmlicher. Das Angebot an Spielzeug war im Vergleich zu heute dürftig; der Bestand an Kinderbüchern war beschränkt, von anderen Medien ganz zu schweigen. Die Einrichtungen für Kinder (Schulen und, wenn überhaupt, Kindergärten) waren spärlich ausgestattet. Spezielle Freizeiteinrichtungen wie Spielplätze, Schwimmbäder u. ä. gab es nur wenige. Ihre Kinder in spezieller Hinsicht (z. B. Erlernen eines Musikinstrumentes, von Ballett) zu fördern konnten sich nur privilegierte Schichten leisten. Die Freizeit vieler Kinder war aufgrund weiter Schulwege und ihrer Verpflichtung, irgendwie zur häuslichen Arbeit beizutragen, sehr eingeschränkt. Wegen der Vielzahl der Kinder und des starken Eingespantenseins in das Arbeitsleben war die Möglichkeit der Eltern, dem einzelnen Kind besondere Zuwendung zukommen zu lassen, begrenzt. In der Schule wurden die Kinder streng reglementiert und vor allem zu Ordnung und Disziplin angehalten.

Unter dermaßen kargen Verhältnissen aufwachsen zu müssen ist – jedenfalls in unseren Breiten – für die Mehrzahl der heutigen Kinder kaum mehr vorstellbar, selbst wenn ihre eigenen Eltern und Großeltern ihnen davon erzählen. In der Tat leben sie weitgehend unter angenehmeren Lebensbedingungen. Was bewußt für die Kinder

getan wird und welche Kosten man dafür auch in Kauf nimmt – und zwar nicht nur in materieller, sondern auch in emotionaler Hinsicht –, ist teilweise beachtlich.

Auch wenn manch Ältere und Älterer in dieser Hinsicht auf die heutigen Kinder mit ihren vielfältigen Möglichkeiten, zu spielen und sich zu bilden, neidisch werden könnten, heißt das nicht unbedingt, daß sie heute als Kinder leben möchten. Denn da gibt es noch andere Unterschiede zwischen früher und heute. Weil es schlicht und einfach mehr Kinder gab (ihr prozentualer Anteil an der Gesamtbevölkerung höher war), waren Kinder im öffentlichen Erscheinungsbild der Gesellschaft viel präsenter – so wie es heute noch in vielen Ländern der sog. „dritten Welt“ der Fall ist. Kinder waren überall dabei. Sie hatten ungehinderten Auslauf überall hin.

Im Vergleich dazu gestaltet sich das Kindsein in der gegenwärtigen Gesellschaft erheblich anders. Allein schon der Straßenverkehr schränkt den Bewegungsspielraum von Kindern erheblich ein. Zu vielen gesellschaftlichen Bereichen, vorab zu der Arbeitswelt, haben sie keinen Zugang. Leben und entfalten dürfen sie sich – überspitzt formuliert – in den für sie vorgesehenen Reservaten oder Inseln, angefangen von den häuslichen Kinderzimmern über die eingezäunten Spielplätze bis hin zu den für sie geschaffenen pädagogischen Einrichtungen. Darüber hinaus erleben sich Kinder häufig als nicht gern gesehene „Störenfriede“. Ist es dann verwunderlich, daß sich manche von ihnen auch bewußt als solche gerieren?

Daß sich die Bedingungen des Lebens und Aufwachsens von Kindern erheblich geändert haben, und zwar in verhältnismäßig kurzer Frist, ist alles in allem ein Tatbestand, der zumindest für die ältere Generation offen zutage liegt. Wenn im Vergleich zu heute die Lebensverhältnisse von Kindern früher als eher karg zu charakterisieren sind, heißt das nicht – und in einigen Hinweisen deutete sich das bereits an –, daß die Bedingungen des heutigen Kindseins damit zugleich per se in qualitativer Hinsicht besser seien.

2. Zur Schwierigkeit einer vergleichenden Bewertung zwischen früher und heute

Doch stellt sich spätestens jetzt die Frage nach den Maßstäben, die man anlegt oder anlegen kann, um die Unterschiede zwischen heute und früher zu bewerten. Aufschlußreich wäre es sicherlich, nicht nur die ältere Generation nach ihrer Einschätzung zu befragen, sondern die heutigen Kinder selbst. Dazu liegen – leider – keine einschlägigen Ergebnisse vor. Primärbeobachtungen lassen jedoch dafür sprechen, daß viele Kinder es auch unter den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen irgendwie schaffen, sich mit den Gegebenheiten zu arrangieren und

gewissermaßen das Beste daraus für sich zu machen. Den Dschungel der Großstadt zu durchforschen kann für sie zu einer höchst spannenden Sache werden. Und daß Kinder einen enormen Startvorteil beim Vertrautwerden mit und im Beherrschen der neuesten Technik haben, hat mancher Erwachsener erlebt, der bei seinem eigenen Kind in die Lehre gehen durfte. Nachdem die Kindheitsforscherin Christa Berg in ihrem Referat vor der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland ein insgesamt recht düsteres Bild von den gegenwärtigen Rahmenbedingungen des Aufwachsens gezeichnet hat, brachte sie am Ende doch noch ein paar hellere Farben ein: „Es bleibt allem kulturkritischen Defätismus zum Trotz dabei, daß Kinder nach wie vor ihre eigenen Beobachtungen in ihrer wie der Erwachsenen-Welt machen und daraus ihre eigenen Handlungslogiken entwerfen. Es bleibt weiterhin dabei, daß Kinder allen lebensbedrohlichen Umweltzerstörungen zum Trotz diese Welt erst einmal als ihre Welt annehmen. Nicht ohne die Initiative der Kinder, nicht ohne ihre Aneignung und Anverwandlung ihrer Welt wird sich entscheiden, wie sie die Pluralität der neuen Lebensformen nutzen (lernen) und aus den vielfältigen Widerspruchserfahrungen ihres All-Tags und Feier-Tags in die Spur ihres eigenen unverwechselbaren Lebens finden.“¹ An die Erwachsenen schließt sie allerdings sofort die Mahnung an: „Was zu Kindern gehört, ihre Stärke ausmacht, allein ihnen – noch ungebrochen – eigentümlich ist: ihre Neugier, ihre Spontaneität, ihre Konkretion, ihr Vertrauen, ihre Lebensfreude, ihr Lernwille und Lerneifer, ihr Eigen-Sinn, dies alles gilt es zu schützen, und dies um so mehr, weil Kinder zugleich auch schwach sind und der Hilfe von Erwachsenen bedürfen, allemal der Erwachsenen, die pädagogische, kirchliche und gesellschaftspolitische Verantwortung tragen.“² Diesen Bemerkungen zufolge bringen Kinder – weiterhin – eine Reihe von Ressourcen mit, die sie befähigen, auch unter den erheblich gewandelten ökologischen und sozialen Bedingungen der Kindheit ihr Kindsein zur Geltung zu bringen. Aber verfehlt wäre es wohl, dieses einfach naturwüchsig vorauszusetzen, die Kräfte der Kinder bedürfen vielmehr des Schutzes und der Förderung.

3. Förderung oder Behinderung der Kinder in ihren Entwicklungsaufgaben als entscheidendes Kriterium

Keine Lebensphase ist von dermaßen vielen und rapide aufeinanderfolgenden Entwicklungs- und damit einhergehenden Lernvorgängen geprägt wie die Kindheit. Da-

¹ Chr. Berg, Aufwachsen in schwieriger Zeit, in: Kirchenamt der EKD (Hg.), Aufwachsen in schwieriger Zeit. Kinder in Gemeinde und Gesellschaft, Gütersloh 1995, 128–154, hier: 150.

² Ebd., 150 f.

bei gilt, was die neuere Entwicklungspsychologie in einer Vielzahl von Studien zutage gefördert und untermauert hat, nämlich, daß die Kinder vom Säuglingsalter an aktiv an ihrer Entwicklung und an ihrem Lernen beteiligt sind. Sie sind – wie es im Fachjargon heißt – „Ko-Konstrukteure“ der gemeinsam mit den erwachsenen Bezugspersonen und mit den Gleichaltrigen konstruierten Wirklichkeit und bilden sich so immer mehr zu voll bzw. autonom handlungsfähigen Subjekten aus.³

3.1 Entwicklungsaufgaben in der Kindheit

Lothar Krappmann hat im Anschluß an die einschlägige Forschung (E. H. Erikson u. a.) die besonders kritischen Punkte, die sich im Rahmen dieses Entwicklungsprozesses einstellen und an denen sich entscheidet, ob und inwiefern der weitere Weg zum handlungsfähigen Subjekt gefährdet oder begünstigt wird, wie folgt markiert:⁴

– *Vertrauen als Basis*: Der Mensch bedarf als Ausgangspunkt seiner lebenslangen Entwicklung einer „sicheren Basis“, die ihm das Gefühl vermittelt, daß dieser weitere Lebensweg überhaupt Sinn macht, und die ihn sich immer wieder einstellende Irritationen und Zweifel bestehen läßt. Im wahrsten Sinne des Wortes grundlegend dafür ist die „nicht auf Gegenleistung gegründete, liebevolle Zuwendung anderer Personen“⁵.

– *Geteilter Sinn*: Kinder nehmen bekanntlich auf ihre eigene Weise die Menschen und Dinge, die sie umgeben, wahr und bauen sich ihr eigenes Weltbild auf. Sie sind dabei allerdings darauf angewiesen, daß die Erwachsenen fähig und bereit sind, dieses sinnhafte Tun der Kinder als solches anzuerkennen, und ihnen ihrerseits im alltäglichen Umgang mit ihnen zu erkennen geben und so ihnen „anbieten“, was für sie Sinn macht und warum das so ist.

– *Aushandeln von gleich zu gleich*: Kinder brauchen Kinder; denn anders als im Umgang mit Erwachsenen machen sie in der Interaktion mit ihresgleichen für sie wichtige Erfahrungen auf der Basis einer zumindest unterstellten Gleichheit, insofern sie dadurch nämlich genötigt sind, „verschiedene Absichten zu koordinieren, Pläne gemeinsam abzusprechen, miteinander Regeln zu vereinbaren, also das, was untereinander gelten soll, im Kreis der Kinder zu ko-konstruieren“⁶. Experimentell

³ Vgl. A. A. Bucher, Kinder als Subjekte?, in: Concilium 32 (1996) 141–147; U. Peukert, Intergenerationelle Solidarität, in: ebd., 162–169.

⁴ Vgl. zum folgenden L. Krappmann, Veränderungen des Kindseins in unserer Gesellschaft, in: Religionspädagogische Beiträge 35 (1995) 3–18; vgl. auch ders., Kann sinnorientierende Sozialisation noch gelingen?, in: Religionspädagogische Beiträge 19 (1987) 2–15.

⁵ L. Krappmann, Veränderungen, 5.

⁶ Ebd.

wird so viel von dem, was man „Lebenstüchtigkeit“ nennt, und allem, was dazugehört, eingeübt.

– *Moral und Werte*: So richtig es ist, daß menschliches Zusammenleben nur gelingt, wenn bestimmte Normen und Werte gemeinsam anerkannt und befolgt werden, so falsch ist die erneut vermehrt wieder Befürworter findende Meinung, dieses müsse und könne autoritär vorgegeben werden. Es bedarf vielmehr der eigenen Einsicht dazu. Und diese wird in dem Maße gefördert, wie entdeckt werden kann, daß das Hintanstellen der eigenen Wünsche und Interessen zugunsten gemeinsamer Anliegen etwas Wohltuendes sein kann und ist.⁷

– *Identität*: Ob und inwiefern es den Heranwachsenden als aussichtsreich erscheint, sich aus ihren vormaligen Bezügen zu lösen und auf eigene Beine zu stellen, hängt von den individuellen und kollektiven Zukunftsperspektiven ab, die für sie bereitgehalten werden. In dem Maße, wie sich Lohnenswertes oder Verheißungsvolles kaum oder nicht mehr erwarten läßt, ist damit zu rechnen, daß sich in verschiedensten Formen manifestierende Verweigerungen, die das Erwachsensein ausmachende Verantwortungsbereitschaft sich und anderen gegenüber zu übernehmen, ansteigen werden.

Hält man sich die so umrissenen Entwicklungsaufgaben vor Augen, kann man in der Tat präziser fragen, ob und inwiefern die gegebenen sozialen Voraussetzungen, unter denen Kinder heranwachsen, so beschaffen sind, daß sie ihre Lösung fördern oder be- bzw. verhindern. L. Krappmann hat dazu selbst die entsprechenden Fragen formuliert:⁸

– „Finden Kinder ihnen zuverlässig zugewandte Menschen?“

– „Erfahren Kinder unterstützende Achtung, die eine geteilte sinnvolle Wirklichkeit mit Platz für Eigenes entstehen läßt?“

– „Gibt es die Kinderwelt noch und enthält sie noch (s. die ihr eigentümlichen) förderlichen Kräfte?“

– „Gibt es für Kinder und Jugendliche Erfahrungen, die den Übergang zu einer Moral mitmenschlicher Verantwortung unterstützen?“

– „Werden Identitätsleistungen herausgefordert, wird Identität unterstützt, die für neue Aufgaben offenbleibt, welche der gesellschaftliche Wandel hervorbringen wird?“

Diese Fragen – so zeigt sich, je intensiver man sich mit ih-

⁷ Vgl. auch N. Mette, Bildung und verbindliches Handeln, in: StdZ 212 (1994) 453–464.

⁸ Vgl. L. Krappmann, Veränderungen, 5 ff. 7–14.

3.2 Fragen zu den Bedingungen des Aufwachsens

3.3 Bemerkungen
zur ambivalenten
Sozialisationsituation
heute
Der Umgang mit
„Wunschkindern“

nen auseinandersetzt – lassen sich nicht einfach mit ja oder nein beantworten. Das gilt keineswegs bloß für heute, sondern auch für früher.

Um die Ambivalenz der gegenwärtigen Situation zu charakterisieren, seien im folgenden einige kursorische Anmerkungen zu den einzelnen Fragen gemacht:⁹

– Die Tatsache, daß die Kinder im hiesigen Kontext als „Wunschkind“ geboren werden, hat nicht unbeträchtliche Folgen für den Umgang mit ihnen. Nicht nur materiell läßt man sich sie etwas kosten, ihnen wird auch eine hohe Intensität von Aufmerksamkeit und Zuwendung entgegengebracht. Die Ansprüche und der Reichtum kindlichen Lebens werden von vielen Müttern und Vätern als Herausforderung und Chance für die eigene Selbstvergewisserung und Weiterentwicklung wahrgenommen. Aber in vielen Fällen gelingt es nicht, Wunsch und Wirklichkeit zur Deckung zu bringen – aus verschiedenerlei Gründen. Frauen sehen sich beispielsweise überfordert, Mutterschaft und berufliche Karriere miteinander zu vereinbaren, zumal wenn ihnen weiterhin die familiäre Arbeit allein aufoktroziert bleibt. Partnerschaften brechen auseinander, die familiären Konstellationen verändern sich. Aufgrund der getroffenen Betreuungsarrangements erleben die Kinder täglich oder wöchentlich einen mehrfachen Wechsel von erwachsenen Bezugspersonen. Dem den Kindern eigenen Lebensstil – etwa ein anderes Zeitmaß zu haben als die Erwachsenen, auch mal austoben zu dürfen u. a. m. – kann aufgrund von Streß oder anderen Belastungen bei den Eltern nicht hinreichend entsprochen werden. Angestaute Aggressionen der Erwachsenen werden unkontrolliert auf die schwächsten Familienmitglieder entladen. Umgekehrt werden Kinder auch zur Befriedigung der emotionalen Bedürfnisse von Erwachsenen mißbraucht. „Wunschkind“ zu sein, kann so zur psychisch-affektiven Überforderung werden.

Wunsch nach
bestmöglicher
Kindererziehung

– Der Markt an Illustrierten und Zeitschriften, die sich speziell mit Kindererziehung befassen, boomt. Entsprechende Kurse in Volkshochschulen finden großes Interesse. Das sind deutliche Indizien dafür, wie sehr es vielen Eltern ein Anliegen ist, ihre Kinder möglichst gedeihlich aufwachsen zu lassen. Zugleich kommt darin aber auch eine große Unsicherheit darüber zum Ausdruck, was denn für Kinder wirklich gedeihlich ist. Viele Erwachsene sind rat- und sprachlos, wenn sie sich über den Sinn ihres Lebens äußern sollten, und sehen sich deswegen

⁹ Vgl. zum folgenden auch N. Mette, Macht Sozialisation Sinn? – Kindheit in der Risikogesellschaft, in: EE 44 (1992) 199–210.

kaum in der Lage, ihren Kindern diesbezüglich etwas weiterzugeben.

Aber es geht ja nicht bloß um den umfassenden Sinn des Lebens, auf dessen Basis die Konstruktion einer gemeinsam geteilten sinnvollen Wirklichkeit erfolgt. Dies entwickelt sich vielmehr aus den – wenn man so will – ganz trivialen alltäglichen Umgangsformen heraus, also dort, wo Erwachsene und Kinder Dinge gemeinsam tun: angefangen von den Mahlzeiten über Spiele bis hin zu Urlaubserlebnissen u. ä. m. In solchem gemeinsamen Tun lesen die Kinder von den Erwachsenen ab, was für sie bedeutsam ist, und sie können sich im Laufe der Zeit klarer werden, ob das auch für sie bedeutsam werden soll. Eine entscheidende Frage ist darum, wie es um die Gelegenheiten beschaffen ist, solchen Eigen- und Gemeinsinn erlernen zu können.

Kontakte zu anderen
Kindern

– Kinder brauchen Kinder, so hieß es oben. Wie ist es um die Möglichkeiten darum bestellt? Viele Kinder werden ohne Geschwister groß, sich mit ihresgleichen arrangieren zu müssen ist für sie darum nicht etwas, was sie gleichsam sozialwüchsig mitbekommen. Aber zum Ausgleich dessen bemühen sich viele Eltern darum, ihren Kindern Kontakte zu anderen Kindern zu vermitteln, sei es in Form von gemeinsamen Spielnachmittagen, sei es in der Bildung von Kindergruppen u. a. m. Dadurch, daß viele Kinder über ein eigenes Kinderzimmer verfügen dürfen, haben sie von früh auf die Gelegenheit, sich „ihr eigenes Reich“ zu schaffen. Allerdings ist zugleich eine aufdringlich werbende „Kinderkultur“-Industrie darauf erpicht, den Kindern möglichst detailliert vorzuschreiben, wie sie ihr Reich auszustatten haben. Wo Kinder zusammenkommen, geht es in der Regel etwas lauter zu, muß man mit nicht vorhersehbaren Verhaltensweisen rechnen etc. Weil solche Kinderwelten von Erwachsenen häufig als störend und riskant empfunden werden, werden sie – insbesondere in den Städten – marginalisiert und, wenn eben möglich, kontrolliert.

Beteiligung an
Verantwortung

– Um ergründen zu können, was für sie verbindlich ist, brauchen Heranwachsende von früh an die Gelegenheit, an der Verantwortung für die Bereiche, in denen sie leben, zumindest beteiligt zu werden. Das meint nicht, daß sie ganz allein auf sich gestellt werden, sondern daß mit ihnen gemeinsam immer wieder Dinge, die anstehen, besprochen werden, daß sie dabei dann aber auch erfahren dürfen, daß ihre Bedürfnisse und Interessen ernst genommen werden. Der erste Ort dafür ist natürlich die Familie. Aber auch bzw. gerade pädagogische Einrichtungen wie Kindergärten und Schulen sind dafür bestens geeig-

net – oder sollten es zumindest sein. Denn um Kindern wirklich Verantwortung zuzugestehen, ist zweierlei erforderlich: Toleranz und Geduld seitens der Erwachsenen, die Kinder ihre Wege – und Irrwege – gehen zu lassen, sowie die Fähigkeit und Bereitschaft der Erwachsenen, ihrerseits für das einzustehen, für das sie verantwortlich sind, und nicht ständig die Verantwortung – etwa an „höhere Instanzen“ – zu delegieren.

Zur Ausbildung einer eigenen Identität

– Um an das Projekt des Erwerbs einer eigenständigen Identität herangehen zu können, müssen Kinder allererst die Erfahrung machen dürfen, daß sie in ihrer eigentümlichen (gebundenen und später Rollen-)Identität mit ihren eigenen Vorstellungsmustern und Verhaltensweisen anerkannt und nicht bloß als defizitäre Erwachsene angesehen werden. Darüber hinaus ist es schon für Kinder entscheidend, ob und wie sie die Welt erleben – als eine Welt, in der es Freude macht zu leben, oder als eine Welt, die angst macht und deren Zukunft als sehr düster erscheint. Aus vielen Kinderbildern sprechen in erschreckendem Maße tief sitzende Zweifel, wenn nicht Verzweiflung, heraus.

4. Umgang mit Kindern – Testfall für eine menschenfreundliche Gesellschaft

„Aus der Perspektive eines ökonomischen Handelns, das allein an Effizienzsteigerung durch Beschleunigung und damit an verkürzten Investitionszyklen orientiert ist, muß gerade die Erziehungsarbeit mit kleinen Kindern als unproduktiv, ja systemfremd erscheinen. Diese Arbeit braucht gemeinsam geteilte, soziale Zeit und die geduldige Aufmerksamkeit auf Vorgänge, die sich weder beliebig beschleunigen noch zeitlich aufschieben lassen, und kollidiert deshalb am stärksten mit den Anforderungen an Beschleunigung und Effizienz, die den Erwerbsbereich bestimmen.“¹⁰ Dieses Zitat von Ursula Peukert macht rückblickend auf die Ausführungen nochmals zweierlei deutlich: Zum einen ist guter Wille zu einem gedeihlichen Umgang mit Kindern insbesondere auf seiten der unmittelbar betroffenen Erwachsenen (Eltern, Erzieher und Erzieherinnen, Lehrer und Lehrerinnen u. a.) genügend vorhanden, es ist die „strukturelle Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft“ (F.-X Kaufmann) den Familien und den Kindern gegenüber, die es häufig schwermacht, den guten Willen hinreichend umzusetzen. Zum anderen gräbt sich eine Gesellschaft, in der allein der Ökonomismus regiert und in der infolgedessen kulturelle Werte wie Gegenseitigkeit und Solidarität unterminiert und immer mehr ausgehöhlt werden, auf Dauer ihr eigenes Grab.¹¹

¹⁰ U. Peukert, Der demokratische Gesellschaftsvertrag und das Verhältnis zur nächsten Generation, in: Neue Sammlung 37 (1997) 277–293, hier: 285.

¹¹ Vgl. auch U. Peukert, Intergenerationelle Solidarität, bes. 168 f.